

Nr. 229. **Bromberg, den 4. Oktober 1930.**

Der Hohlofenbauer.

Roman von **Gustav Schröer.**

(31. Fortsetzung.) ———

Im April hatte Lehrer Siebert einige Tage fest gelegen. Obwohl ihm die alte Henriette Drescher keine schlechte Aufwärterin war, vermochte sie ihm doch nichts, gar nichts für das Herz zu bringen. Da suchte ihn die Hohlöfnerin vorerst allein auf, dann brachte sie das Mariele mit, und so fügte es sich von selber, daß das Mädchen schließlich den kranken Menschen auch allein aufsuchte, ihm aus Büchern vorlas und mit ihm plauderte. Auch die Bauern kamen an den Abenden, vorab der Hohlöfner. Der treue Zusammenhalt, die Liebe der Kleinen, die ihrem Lehrer Frühlingsblumen in die Krankenstube schickten, bewirkten, daß auch nicht ein einziges hämisches Wort gegen das Mariele fiel. — — —

Der Hohlöfner hatte sein Holz geschlagen und verkauft. In seiner Lade wartete ein Sparkassenbuch, das auf den Namen Marie Berteles ausgestellt und in dem ein hoher Betrag eingetragen war, darauf, in die richtigen Hände zu gelangen.

Wochenlang hatte der Bauer schon darüber gegrübelt, wie es anzufangen sei, ohne daß er einen Weg gefunden, der ihm gepaßt hätte.

Es war ein milder Sonntagabend im Maien. Am Bache blühten die Vergißmeinnicht, prahlten die Sumpfdotterblumen. Die Wiesen wurden von Tag zu Tag mehr zu dem bunten Teppich, den zu scheren jedem Bauer zugleich Freude und Schmerz ist. Aus den Fliedersträuchern im Berteles Garten stiegen die ersten, blauen, roten und weißen Duftmelodien.

Das Sparkassenbuch in der Jackentasche, war der Hohlöfner durch Felder und Wiesen geschlendert. Ganz weit hatte er sein Bauernherz dem stillen Abendgebet der Flur aufgetan. Langsam überquerte er die Bodenwiese, sprang mit kurzem Satze über den Bach und hielt auf das Berteles Häuschen zu. Kam ihm heute die erwünschte Gelegenheit zu Scherz und Überraschung, war es ihm recht. Kam sie nicht, mußte er weitergrübeln.

So stieg er gemächlich den Weg hinan. Auf einmal fuhr es ihm durch den Kopf: Dunnerlichting! Wenn sie ein Stubenfenster auflassen, dann ist ja geholfen!

Schon stand er am Zaun des Berteles Gartens. Hopp, war er darüber. Der Zaun hatte zwar geprasselt, aber er hatte gehalten. Der Weg war grasbewachsen, und die Laube war dunkel. Da saß der Hohlöfner und lauerte. Hurra, das Fenster nach dem Garten blieb offen stehen. Jetzt hörte man das Mariele und seine Mutter die Treppe hinansteigen. In zwei Kammern, zwischen denen eine unerleuchtete Stube lag, ward Licht. Nach einer Weile öffnete das Mariele das Fenster, lehnte sich einen Augenblick auf den Fensterstock und ließ die weißen Arme vom Maienwinde streicheln. Dann schloß sie das Fenster wieder, und auch ihr Licht erlosch.

Jetzt noch ein Weilchen warten, bis sie fest schlafen, dann kann der Hohlöfner wie ein Dieb durch das Fenster steigen, dann ist's wieder — Weihnachten!

Die Frösche quakten aus den Teichen inmitten der Wiesen her, als könnten sie sich gar nicht genug tun vor lauter Lust und Wonne; der Bach rauscht und plaudert, über dem Berge steht der helle Mond, und — der Hohlöfner lauert, hundert Schelmengeistlein in den Augenwinkeln.

Jetzt — ist es wohl so weit. Langsam, vorsichtig erhebt er sich. Da — saust einer auf dem Rade heran, das Gartentürchen wird aufgedrückt, Rudolf schreitet, ebenso leise wie vorhin der Vater, in den Garten.

Dunnerlichting, denkt der Hohlöfner, das hat gefehlt. Und: Dunnerlichting, so ein scheinheiliges Volk miteinander! Wer weiß, wie oft der Junge schon dagewesen ist, aber keinmal ist er heimgekommen! Und das Mariele!

Er drückt sich in die finsterste Ecke der Laube, macht sich so klein, wie er kann, aber — wohin gehn verliebte Leute in Maiennächten? Allemal in die Lauben. Dunnerlichting!

Draußen ein leises Hantieren, dann vorsichtige Schritte auf dem Wege. Heinrich Korns Augen werden groß und größer, er kann sogar einen herzhaften Schnaufer nicht ganz unterdrücken.

Rudolf kommt daher, trägt eine Leiter, lehnt sie ganz leise und vorsichtig an das Haus — sie reicht gerade bis an des Marieles Kammerfenster — und steigt hinauf. Heinrich Korn drückt sich die Hand fest auf den Mund, um nicht laut hinauszufluchen und denkt: Das Sparkassenbuch steckt gut, wo es steckt. Ich will's euch zweien schon weismachen!

Droben poch, poch an das Fenster. Das Mariele schreit leise auf. Da ist sie an der Scheibe, öffnet den Flügel und die weißen Arme leuchten.

„Rudolf!"

„Pst, nit so laut! Komm herunter!"

Husch ist der Bursche die Leiter herab an der Haustür. Der alte Hohlöfner kraut sich in den Haaren: „Ich weiß wirklich nit, ob ich das auch so gemacht hätte", und das Sparkassenbuch sitzt wieder lockerer.

Einen Augenblick hat der Bauer die Sorge, daß die zwei in die Laube kommen könnten, vergessen. Nun sie wieder da ist, findet sie einen lachenden Mann. Hei, das gibt einen Spaß, wenn sie kommen, ihn nicht gleich sehen, und er mitten in das Kosen und Küssen mit einem: Dunnerlichting, jetzt langt's! fährt. Und wenn sie ihn dann fragen, was er hier macht, dann wird er sagen: Auf das Mariele aufpassen für den Fall, daß gewisse Leute etwa durch das Fenster klettern wollen.

So sitzt er und lacht innerlich, und von drüben her kommen leise Stimmen.

„Woher kommst du denn auf einmal, Rudolf?"

„Aus der Stadt."

„Aber das hast du doch noch gar nit gemacht."

„Nein, ist das erste und letzte Mal, denn meine Zeit geht auf die Neige. — Ich war heute mit Grete Frieders und Hempel spazieren, da sagte die Frau auf einmal:

Rudolf, Sie sind ein langweiliger Kerl. An Ihrer Stelle säße ich jetzt lange auf dem Rade und führe zu meinem Schatz. — Das ging mir durch die Knochen. So ein schöner Abend! Und wie weit ist's denn? Drei Stunden bin ich gefahren. Hempel bot mir sein Rad an. Da bin ich. Und was kriege ich jetzt?"

„Nit viel, dummer Rudolf. Da."

Das kennt man, denkt der Hohlöfner.

„Das langt nit", spricht Rudolf. „Ich will mehr haben."

Da wickelt ihm das Mädchen ihre Zöpfe um den Hals. Und wieder ... Das kennt man.

Dunnerlichting! Der Rudolf ist zwar ein langweiliger Kerl, aber die Sache versteht er. Früher war es übrigens einmal ähnlich, bloß daß seinerzeit Minna Heidrich nicht so lange Zöpfe hatte.

Auf einmal durchzuckt es den Hohlöfner wie ein Blitz. Die zwei da drüben haben offenbar nicht die Absicht, in die Laube zu kommen, drüben aber steht die Leiter, droben ist des Mariele Kammer und — so gut paßt es im Leben nicht wieder!

Husch, ist der Bauer aus der Laube, leise wie ein Fuchs, schleichend wie ein Marder. An der Leiter ein Augenblick des Zögerns und Lauerns und von drüben ... Das kennt man. Heidi die Leiter hinauf, das linke Bein über das Fensterbrett, das rechte nachgezogen.

Sackerlot, die zwei kommen in den Garten. Und — Rudolf nimmt die Leiter weg. Um ein Haar hätte der Bauer laut aufgelacht. Er ist nicht einen Augenblick mehr verlegen. Das Glück steht ihm bei, so oder so.

Der Mann sieht sich in dem Stübchen um. Ein rührend einfaches Stübchen, selbst für Bauerngewohnheit. Da steht das Bett, da die Lade, dort der Schrank. Wohin nun mit dem Buche? Das Mariele soll darauf schlafen. Unter das Kopfkissen. Husch, ist es darunter, und der Hohlöfner streicht mit linder Hand, ein sinniges Lächeln im Gesicht, darüber. Schlaf gut auf deinem „Heiratsgut", braves Mariele.

Nun der Rückzug. Der Bauer hat Stiefeln an, und wenn er auch fast lautlos die Leiter hinaufklettern und in das Stübchen steigen konnte, die Treppe hinab kommt er nicht ohne Lärm, und er muß hinab!

Leise zieht er die Stiefeln aus, nimmt sie in die Hand, riegelt die Tür auf, probiert — sie kreischt glücklicherweise nicht in den Angeln. Er steht auf dem Hausboden, aber er weiß keinen Bescheid im Verteles Häusel, ist zum erstenmal darin, und es ist finster. Jetzt hat er die Treppe, jetzt setzt er einen Fuß vor den andern. Da — knarrt eine Stufe! Der Hohlöfner quittiert seinen Schreck mit innerlichem Lachen. Die alte Vertelessin scheint einen guten Schlaf zu haben. Der Bauer steht im Hausflur und sucht die Tür zu gewinnen.

Rudolf und das Mariele gehen draußen auf und ab, immer hin und her zwischen Garten und Haustür. Wenn sie sich einmal ein paar Minuten drüben verhalten, wird der Hohlöfner mit raschem Sprunge den kleinen Hof überqueren.

Die zwei aber verhalten sich nicht, und die Zeit zwischen Hin und Her ist zu kurz, sich in Sicherheit zu bringen.

Wozu in aller Welt hat der liebe Gott die Lauben erfunden, wenn nicht für Liebesleute! Aber das ist ganz der Rudolf! Immer hin und her wie ein Uhrenperpendikel!

Jetzt stehn sie an der Haustür. Rudolf redet vom Heimfahren. Heinrich Korn hat gerade noch Zeit, den kleinen Steinflur entlang zu huschen. Er erreicht die Kellertür und steht auf der Kellertreppe, entschlossen, wenn es not tut, noch ein paar Stufen hinabzusteigen.

Rudolf und das Mariele stehen im Hausflur. Es geht ans Scheiden, aber wenn Liebesleute Abschied nehmen, so gehn sie deswegen noch lange nicht auseinander.

„Mariele", sagt Rudolf, „was hättest du denn gemacht, wenn ich durch das Fenster gestiegen wäre?"

Da war ich auch noch da, denkt der Hohlöfner. So leicht wäre das nicht gewesen.

„Was ich gemacht hätte?" sagt das Mädchen dagegen, halb im Scherz, halb im Ernst. „Meine Zöpfe hätte ich mir abgeschnitten. Ratzekahl. Die hätten dann nit mehr für mich gepaßt."

Will ich mir merken, denkt der Hohlöfner. Ist eine gute Probe aufs Exempel.

„Bist nit gescheit! Hast mich lieb, Mariele?"

„Gar nit!"

„Womit beweist du das?"

„Damit."

Das kennt man.

Die Kellerstufen sind kalt, aber — jetzt reden sie von dir, Hohlöfner.

„Du glaubst gar nit, wie gut der Vater ist", spricht das Mariele.

„Ich weiß schon. Hat halt seine Raupen im Kopfe. Aber ich muß sagen, ohne die Raupen wäre er nit der Hohlöfner."

Dunnerlichting, es ist recht nett, wenn man hört, was andere Leute von einem denken.

„Aber ich weiß wirklich nit, wie wir das Geld zusammenbringen sollen", sagt das Mariele.

„Das weiß ich auch nit, aber vielleicht wird derweile noch einmal Weihnachten."

Ja, droben liegt's. Wenn ich's nur wiederholen könnte! Der Hohlöfner.

„Mariele, hast mich gern?"

Dunnerlichting, so eine dumme Fragerei! Das ist nun schon wenigstens das zehntemal, daß er fragt. Liebesleute sind ein zu dummes Volk! Die Kellerstufen sind mordskalt, die Vertelessin aber schläft wie ein Murmeltier. Sie soll sich doch nicht stellen, als hätte sie nichts gehört. Das hätte ja ein Toter vernommen, aber die Weiber! Wenn sie kuppeln können, bringen sie es auch fertig — zu schlafen.

„Hast mich lieb, Mariele?"

Sackerlot, jetzt wird's zu bunt, und jetzt — purzelt, plautz, pardauz, dem Hohlöfner ein Stiefel aus der Hand.

„Was war das?" fragt das Mariele erschrocken.

„Hab nix gehört."

„Doch, es hat auf der Kellertreppe gepumpert."

„Wird die Katze gewesen sein."

„Rudolf, tu mir die Liebe und sieh nach. Ich fürchte mich."

Jetzt geht die Uhr richtig. Husch, ist der Hohlöfner die Treppe hinab. Dabei stößt er an seinen Stiefel und rafft den empor. Droben flammt ein Streichholz auf.

„Da siehst du, daß nix da ist."

Sie gehn und — riegeln die Kellertür ab.

Dunnerlichting! Nun ist alles in Ordnung, alles! Jetzt hört der Spaß auf, jetzt wird's dumm und ärgerlich.

Ach nein, es wird gleich wieder lustig. Vater Verteles hat sich einen luftigen Keller mit weiten Fenstern gelobt. Da steht ein Waschfaß. Das ist rasch umgedreht, das Fenster aufgewirbelt, es geht nach der Bodenwiese zu, draußen ist der Hohlöfner.

Er klopft und streicht leicht am Anzuge, husch, die Stiefeln an, links am Hause hin, da ist er auf dem Fahrwege. Wer will behaupten, daß er nicht eben vom Felde kommt?

Aber er kommt leise und vorsichtig. An der Tür des Verteles Häuschen sind sie eben bei dem letzten ... Nun, das kennt man. Vielleicht sollte es auch erst der drittletzte Kuß sein. Jedenfalls stehen sie zwischen Tür und Angel.

„Nanu", sagt auf einmal eine barsche, laute Stimme. „Was soll denn das heißen?"

„Der Vater!" schreit das Mariele auf.

„Freilich, der Vater!" Der Hohlöfner spricht es noch grimmiger und grollender. „Komm dir wohl ungelegen? Sind ja nette Geschichten, die du da treibst. — Da war doch eben ein Kerl bei dir?"

Rudolf ist hinter die Tür getreten.

Das Mariele kichert leise. „Hab keinen gesehn, wirst dich verguckt haben."

Und nun der Bauer ganz laut: „Willst du mich dumm machen? Das sage ich dir: Zwischen uns beiden ist's aus. Morgen schreibe ich's dem Rudolf."

„Aber der weiß das doch schon", kichert das Mädchen.

„Sooo?"

„Nit so laut", bittet das Mariele, „daß es die Mutter nit hört."

Der Bauer kann sich zwar das Lachen kaum noch verkneifen, aber er stellt sich nach wie vor entrüstet und barsch.

„Die Mutter soll's nit wissen? Heimlichkeiten sind Schlechtigkeiten."

„Ja, ich bin grundschlecht." Wieder kichert das Mädchen, langt durch die Tür. „Jetzt wird's Zeit, Rudolf."

Heinrich Korn prallt scheinbar zurück, denn da steht sein Sohn und lacht über das ganze Gesicht.

„Wo kommst du den her, Vater?"

„Das will ich dich fragen. Ich — komme vom Felde."

„So spät noch? — Und ich komme daher, wo ich jetzt am längsten gewesen bin."

„Ja, Dunnerlichting, warum kommst du denn da nit heim?"

„Weil ich nit viel Zeit habe. Bloß eine reichliche Stunde für das Mariele."

„Hast du denn das schon oft so gemacht?"

„Oft?" Rudolf lacht wieder. „Wird wohl das zehntemal sein."

„Glaub's nit." Das Mariele steht dicht vor dem Bauern. „Es ist das erstemal."

„Das mach einem weis, der dümmer ist wie ich. — Jetzt scher dich ins Bett, Mädel, wohin du um die Zeit längst gehörst. Und du, leichtfertiger Bruder, kommst mit heim zur Mutter."

„Geh derweile voraus, Vater, ich komme gleich nach."

Der Hohlöfner stapft langsam davon, streicht sich den Schnurrbart und kann sich nicht erinnern, jemals im Leben solch einen Spaß gehabt zu haben.

Es dauert ein Weilchen, ehe Rudolf kommt; denn er muß noch etliche Male fragen, ob ihn das Mariele gern habe und von dem andern, das man kennt, kriegt er auch nicht satt.

Schließlich aber ist er da und schiebt das Rad neben sich her. „Ist die Mutter gesund? — Ja? — Du bist's auch. Dann weiß ich genug. Auf den Hof kann ich nit erst kommen, ich muß morgen früh um sechs wieder an der Arbeit sein und habe drei Stunden zu fahren. Daß du aber nix Schlechtes denkst, Vater. Ich bin heute wirklich zum erstenmal dagewesen."

„Wer das glaubt."

„Kannst's schon glauben. Und — kann's nit bald einmal wieder Weihnachten werden?"

„Ja, in sieben Monaten, wenn's geschneit hat."

So polterig es klingt, Rudolf weiß, daß der Vater dabei lächelt.

Er drückt ihm die Hand. „Grüß die Mutter."

Husch, ist er davon, der Bauer aber geht heim.

Als er in sein Bett kriecht, lacht er laut auf.

„Bist du denn übergeschnappt?" fragte seine Frau.

„Noch nit ganz. — Der Rudolf läßt dich schön grüßen."

„Der Rudolf? Was denn? War denn der da?"

„Pst", wieder lacht der Bauer hell auf. „Unter neun Tagen wird nix ausgeredet."

„Aber Vater!" Die Frau rüttelt und schüttelt ihn, aber der Hohlöfner sägt einen ganz dicken Ast und lacht dabei.

(Schluß folgt.)

Willig lege ich meinen Kopf zu Füßen …

Zum 100. Todestage Yorks am 4. Oktober 1830.

Skizze von Rolf Roland.

Eine kalte, sternklare Silvesternacht ist angebrochen. In den Ortschaften hart östlich Caub und Goarshausen stauen sich Truppen aller Waffengattungen, Geschütze, schwer beladene Bagagewagen. Nur mit Mühe kann sich die Cauber Postkutsche, die Neujahrsgäste den Rhein hinab nach Koblenz bringen soll, ihren Weg durch dies Gewoge einer tatendurstigen Armee bahnen. Kopfschüttelnd schauen die Passagiere durch die niedrigen Fenster der Diligence. Das alles kommt so unerwartet. Noch gestern hörten sie, Blücher habe sein Hauptquartier nach Frankfurt zurück verlegt, wolle mit seiner schlesischen Armee dort überwintern. Und nun dieser plötzliche Heerzug nach dem Rheine?

Vor dem Rathaus in Caub steht eine Gruppe preußischer Offiziere. Man sieht auch vereinzelt russische Uniformen. Vor ihnen zwei Generäle in dienstlichem Gespräch. Der eine, ein breitschultriger Mann mit markantem Kopf, deutet eben rheinwärts: „Er weiß Bescheid, General? Ich wiederhole nochmals: Kein Schuß fällt. Das Douanenhäuschen am jenseitigen Ufer wird ohne Schuß und Hurra genommen. Die Besatzung fällt unter dem Bajonett Ihrer Füsiliere."

York schaut General Hühnerbein mit eisernem Blick an. „Ohne Schuß und ohne Hurra", wiederholt beinahe wie hypnotisiert General Hühnerbein.

„Meldung an den Führer der Avantgarde, General York." Ein preußischer Husar galoppiert die enge Straße herauf und hält salutierend vor dem Helden von Wartenburg. „Pfalz vom Feinde unbesetzt. Die beiden Jägerkompanien haben das dortige Zollhaus befehlsmäßig besetzt. Am westlichen Ufer alles ruhig."

„Danke. Absatteln. Bei meinem Stabe unterkommen!" entgegnete scharf General York. „Oberst Röder! Die Herrn Kommandeure!" Ein Wink des Generalstabschefs zu den Offizieren rückwärts, und der Halbkreis um den Gestrengen ist gebildet.

„Wir haben jetzt fünf Minuten vor acht Uhr", beginnt, jedes Wort betonend, York. „Die Infanterie stellt sich sofort nach näherer Anordnung des Generals Hühnerbein lautlos und vollkommen gedeckt am diesseitigen Rheinufer auf. Punkt 12 Uhr Mitternacht ist diese Aufstellung beendet. Die beiden Jägerkompanien halten die Pfalz besetzt und decken den Brückenschlag. Dieser wird um 12 Uhr fünfzehn von den russischen Pionieren begonnen und ist zwei Uhr fünfzehn beendet. Zwei Uhr dreißig besteigen 200 Füsiliere unter Graf Brandenburg die Kähne und rudern lautlos — ich wiederhole es — lautlos nach der Landungsstelle unterhalb des Douanenhäuschens. Die Unternehmung wird durch die Zwölfpfünderbatterie gedeckt, die hart am östlichen Rheinufer auffährt. Die vier Elfpfünderbatterien gehen auf der Burgruine Gutenfels in Feuerstellung und decken ebenfalls Bau der Kähne und Übersetzen. Die übrige Artillerie und die Kavallerie nehmen im Hohlweg östlich Caub Aufstellung. Danke."

Schneidend bricht York ab. Zaghaft tritt General Hühnerbein etwas vor: „Herr General, namens der Offiziere schon jetzt ein glückliches Neujahr 1814!"

„Es liegt in Ihrer Hand, meine Herren, ob es glücklich beginne. Danke."

Die Offiziere gehen zu ihren Truppen. Aus den hell erleuchteten Fenstern Caubs klingt silvesterliches Feiern. Oberst Röder blickt York fragend an. Der antwortet kurz: „Dies Geschlecht kann sich nicht anders freuen denn bei Tisch. Das alte Lied. Gehen wir nach dem Rhein hinab!" — —

Die Silvesterglocken über dem Rhein sind verhallt. Nur vereinzelte Prostneujahrrufe weniger unentwegter Menschenfreunde stören die winterliche Stille. Der Rhein stöhnt in Trümmereis. Krachend zerbrechen die Schollen an dem alten Mauerwerk der Zollstelle im Rhein. Es ist kurz nach zwei Uhr morgens. Lautlos gleiten gespensterhaft, von umwickelten Rudern getrieben, Kähne über den Strom.

In dem dritten Kahn steht mit gekreuzten Armen General York. Graf Brandenburg weist seinen Füsilieren nach dem Landen am westlichen Rheinufer die Plätze an. Einsam leuchtet das matte Licht im Douanenhause hinaus auf den Schnee seiner Umgebung. York wartet am Ufer. Der letzte Kahn ist gelandet. Kein Laut stört den nächtlichen Frieden am Rhein. Mit einem Male donnern Hurras aus zweihundert Soldatenkehlen über die Weiden am Fluß, aus dem Douanenhäuschen fallen einige Schüsse. Dann ist es wieder still.

Betroffen schaut Oberst Röder seinen Kommandierenden an. York rennt den Flußabhang hinan nach der Stelle, wo die Schüsse fielen. Brausende Hurrarufe empfangen ihn.

„Graf Brandenburg!" donnert York.

„Herr General?"

„Wie sollte er das jenseitige Rheinufer in Besitz nehmen?"

„Lautlos. Ohne Hurra", entgegnete treuherzig der Gefragte.

„Wer gab den Befehl zum Hurrarufen?"

„Ich selbst."

„Und warum?" York ist ganz nahe an den Untergebenen heran getreten. Seine Augen blitzen.

„Weil ich und meine Brandenburger die Freude, als erste den freien deutschen Rhein überschritten zu haben, einfach nicht bei uns behalten konnten."

„Und deshalb glaubte Er, meinen Befehl abändern zu dürfen, Graf?"

Gelassen, ohne jegliche Erregung dem fürchterlichen Vorgesetzten fest ins Auge blickend, erwidert der also zur Rede Gestellte. „Herrn General lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte. Ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens als treuer Untergebener und wahrer Preuße gefehlt zu haben."

Yorks eiserne Züge verändern sich. Ein Lächeln zieht über seinen gestrengen Mund. Er blickt zuerst seinen Generalstabschef, dann den tapferen Stoßtruppführer an, ergreift mit festem Druck entschlossen die Hand des Grafen und gibt ihm einen leichten Backenstreich: „Wo hat Er die Worte gelernt? Graf"

„Vor einem Jahre. Bei Tauroggen, Herr General."

Yorks Augen funkeln. „Sein Kopf wackelt nicht auf Seinen Schultern. Stürme Er mit Hurra nach Frankreich weiter, und Gott sei mit Ihm." Da läuten die Glocken über dem Rhein. Der Neujahrsmorgen 1814 bricht an.

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein . . ."

Singend formiert sich Trupp auf Trupp, den Kähnen entsteigend, zum Vormarsch.

York aber steht, die Hände gefaltet, am Ufer und wiederholt, in Gedanken versunken:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein . . ."

Die Heirat des Zuchthäuslers.

Von Hans Schober.

Unsere Zeit ist so stolz auf ihre Sachlichkeit, erkennt nur die Herrschaft des nüchternen Verstandes an und bildet sich ein, solche altmodischen Dinge wie Herz und Gemüt längst überwunden zu haben oder sie als Eigentümlichkeiten der rückständigen Alten mitleidig dulden zu müssen. Und doch bietet fast jeder Tag Geschehnisse, die zeigen, daß zumindest auf einem Gebiet, im Herrschaftsbereich des Bogenschützen Amor, die Romantik noch uneingeschränkt das Feld behauptet. Mag die Wissenschaft hundertmal das Wesen der Liebe als chemische oder mechanische Erscheinung in irgend einer Gehirnrinde erkannt haben oder Dutzende von Hormonen für sie verantwortlich machen — immer wieder erweist sich als richtig, was schon vor Jahrtausenden galt und durch den „Zigeunerbaron" feststehenden Ausdruck fand: die Liebe ist eine Himmelsmacht.

Beweise? — Soviel Sie wollen, z. B. folgenden aus allerjüngster Zeit: Francis Roche ist der Sprößling einer angesehenen französischen Familie. Seine Vorfahren dienten seit Generationen als Offiziere in der Marine, und auch er war für diesen Beruf bestimmt. Aber schon in seiner Gymnasialzeit zeigte er so vielversprechende poetische Anlagen, daß er sich dem Studium widmen durfte. Durch die Examina fiel er zwar durch, um so mehr Erfolge brachte ihm sein literarisches Schaffen. Eine vom Dichterlorbeer verschönte Zukunft schien dem erst Siebzehnjährigen sicher. Da nahte das Verhängnis in Gestalt eines Preisausschreibens für einen Kriminalroman. Roche wollte mit um die Palme ringen. Es entsprach seiner Gewissenhaftigkeit, daß er sich die Grundlagen für seine Arbeit durch eingehendes Studium der Verbrecherkreise zu schaffen suchte. Auf das hier Gesehene und Gehörte sprach seine romantische Veranlagung in so hohem Grade an, daß es den jungen Poeten dazu drängte, das, was er einst dichterisch zu gestalten gedachte, selbst zu erleben. So wurde er Einbrecher und bald der Führer einer Bande, die namentlich die vornehmen Villengegenden der Pariser Vororte unsicher machte.

War so der Entschluß, einen Kriminalroman zu schreiben, für Francis Roche zum Grab seiner bürgerlichen Wohlanständigkeit geworden, verdankte er ihm andererseits in der Folge höchste irdische Glückseligkeit. Bei einem Einbruch in eine Villa in St. Germain führte ihn das Schicksal in das Zimmer, in dem die achtzehnjährige Tochter des Hauses schlief. Der Lichtkegel seiner Blendlaterne schnitt aus dem Dunkel ein Bild von solcher Schönheit, daß es bei seinem Anblick den Einbrecher wie ein elektrischer Schlag durchzuckte. Der Zweck seines Kommens war vergessen. Er stürzte vor dem Bett auf die Knie und ergriff die Hand des im Traume lieblich lächelnden Mädchens, um sie an seine Lippen zu ziehen.

Da erwachte Edith La Moil, die schöne Schläferin. Das von der weißen Zimmerdecke zurückstrahlende Licht der am Boden liegenden Blendlaterne genügte, um sie blitzschnell ihre Lage erkennen zu lassen. Die Huldigung des fremden Mannes zumal zu der ungewöhnlichen Zeit war gar nicht nach ihrem Geschmack. Sie stieß ihn zurück, stürzte im leichten Nachtgewand zum Fenster und rief um Hilfe, unbekümmert darum, daß sie damit ihr Leben aufs Spiel setzte. Dem Einbrecher war aber jeder Gedanke an sich selbst vergangen. Gebannt starrte er auf das Wunder an Schönheit, das sich seinen Augen bot, und willig ließ er sich von der Polizeistreife, die zufällig am Hause vorbei kam, als die Hilferufe ertönten, festnehmen. —

Es erregte ungeheures Aufsehen in Paris, als die Zeitungen die Meldung brachten, daß der vielen bekannte Dichter Francis Roche bei einem Einbruch gefaßt worden war. Zwei Jahre Zuchthaus waren sein Lohn, zwei Jahre tiefster Schmach, aber auch höchster Glückseligkeit. Die Liebe zu Edith begleitete den jungen Mann hinter die grauen Mauern der Anstalt und half ihm, die Last des Sträflingslebens zu tragen. Er schrieb der Angebeteten glühende Liebesbriefe, gelobte Besserung und bestürmte sie, die Seine zu werden um ihn dadurch vor der Rückkehr auf die Bahn des Verbrechens zu bewahren. Von gleicher romantischer Veranlagung wie ihr Liebhaber, fühlte sich Edith, die Tochter eines reichen Kaufmannes, als Retterin einer Seele. Ein etwas schuldbewußtes Mitleid — hatte sie doch Francis in die Hände der Polizei geliefert — kam dazu, und so entbrannte auch ihr Herz in Liebe zu dem Unglücklichen. Bei seiner Entlassung empfing sie ihn am Zuchthaustor als seine Braut.

Tatsächlich war Francis seitdem verwandelt. Er fühlte kein Verlangen mehr danach, seinem dunklen Beruf nachzugehen, und lebte nur dem Streben, durch fleißiges Dichten die materiellen Grundlagen für den eigenen Herd zu schaffen. Denn es war bald klar, daß er ganz allein dafür sorgen mußte; die Eltern Ediths lehnten, ganz und gar nicht mit der Wahl ihrer Tochter einverstanden, jede Unterstützung ab. Sie verstanden es sogar, sie zu überreden, sich für einige Zeit von dem Geliebten zu trennen. Das junge Mädchen reiste für zwei Monate in die Schweiz. Francis war unglücklich. Er zweifelte zwar nicht an der Liebe seiner Braut, aber ihr Fernsein lastete schwer auf seinem Gemüt. In dieser Stimmung suchte er eine der ihm bekannten Verbrecherkneipen auf — und das Unglück war geschehen. Die alte Leidenschaft ergriff ihn; er ließ sich überreden, wieder an einer Unternehmung seiner früheren Spießgesellen teilzunehmen, wurde gefaßt und diesmal zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt.

Jetzt zeigte es sich, daß er nicht zu Unrecht auf die Treue Ediths gebaut hatte. Allen Widerständen zum Trotz hielt sie zu ihm. Ja, von ihr ging der Gedanke aus, sich ihm noch während seiner Strafzeit antrauen zu lassen, um so von vornherein alle Beeinflussungen zur Erfolglosigkeit zu verurteilen. Francis, der übrigens erst 25 Lenze zählt, stellte einen dahin zielenden Antrag an die Zuchthausverwaltung — als Dichter gab er ihm natürlich Versform —, diese gab die Erlaubnis, und kürzlich wurde auf dem Standesamt eines Pariser Vorortes die Trauung vollzogen.



Bunte Chronik



* **Reklame auf Grabsteinen.** Auf dem Friedhof von Ohio (U. S. A.) sieht man zahlreiche Grabsteine, die von gewinnsüchtigen Firmeninhabern pietätloser Weise zu Reklamezwecken benutzt werden. Die Familie der Begrabenen bekommt eine reiche Unterstützung, und alle sind zufrieden. Auf einem Grabstein z. B. kann man folgende sinnreiche Inschrift lesen: „Hier ruht Annie Hawkins. Sie ist gestorben aus Ärger darüber, daß sie ihre Schönheit verloren hat. Sie wußte nämlich nicht, daß sie sich jeden Abend das Gesicht mit H. S. Cartes & Co.'s Creme einreiben sollte. Diesen Creme bekommt man in jeder Drogerie und in jeder Apotheke." Auf einem anderen Stein ist zu lesen: „Hier schläft Joe Baustam den ewigen Schlaf. Der Tod hat ihn der Firma Baustam & Chepp entrissen, wo zur größten Zufriedenheit aller Kunden billige Gardinen und Stoffe verkauft werden."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.